

Wenn das Berufsleben endet: „Morgen geht der Alltag weiter, ohne dich“

Der kurze Abschied vom langen Dienst

Wie in deutschen Firmen und Ämtern die letzten Minuten zwischen Arbeit und Rente für die verlaufen, deren Kraft und Können jahrelang nützlich war

Von Corinna Emundts

München, im Dezember – Bei Renate Schmidt dauert es fünf Minuten. Dann muss der Geschäftsführer dringend weg. „Kaufhof, Marienplatz München. Man steht hinten im armbreiten Schlauchbüro zwischen Verkaufsfläche und Fensterfront mit Blick zur Fußgängerzone. Ein Händedruck. „Vielen Dank für ihre Mitarbeit, Frau Schmidt.“ Was sie denn jetzt vorhat, mit ihrer gewonnenen Zeit? Ein Blumenstrauß zum Abschied. Erstverkäuferin war sie, eine Art Chefin der Verkäufer der Haushaltsabteilung, hat Lehrlinge ausgebildet und Ware nach eigenem Geschmack bestellt. „Ist doch toll, dass der Geschäftsführer überhaupt runterkommt bei 800 Angestellten“, sagt Renate Schmidt. Ihr Abteilungsleiter klingt nicht so bescheiden: „Da kommt man schon ins Grübeln, wie sang- und klanglos man hier Leute gehen lässt.“ Er wirkt, als mache er sich nicht mal für seinen eigenen Abschied Hoffnungen, dass der besser ausfallen könnte. „Beim Dienstjubiläum kriegt man noch Gratifikationen, aber bei der Verabschiedung in die Rente, da braucht man einen eben nicht mehr.“

Der letzte Ladenschluss

Renate Schmidt hatte vorgesorgt, dass es doch noch ein schöner Abschied wird. Sie ist um sechs Uhr früh aufgestanden und hat die Haare selbst hergerichtet, weil die Friseurin krank war. Und nun strahlt sie Güte und Fröhlichkeit aus, mit der Entschiedenheit eines Menschen, der sich an seinem vorläufig wichtigsten Tag des Lebens durch nichts und niemanden die Laune verderben lassen will. Eben hat sie ein paar Toaster und Wasserkocher verkauft, wie immer, obwohl sie eigentlich schon frei hatte, als wenn nichts wäre, vielleicht noch ein wenig freundlicher als sonst, sie ist ja die Erstverkäuferin. Minuten später gibt es kein „Immer“ mehr: Ladenschluss, der letzte für Frau Schmidt. Um sie herum erlöschten die Lampen, die die Verkaufsflächen in der Kaufhausetage beleuchten, so dass der Ort, an dem sie feiern wird, wirkt wie ein kleiner beleuchteter Punkt auf einer riesigen Bühne. Zwischen Thermoskannen und Staubsaugern kauern nun im Neonlicht ihre Kollegen um die Computerkasse und trinken quietschübene Sekt aus Plastikbechern. Auf Plastiktablets warten Brötchenhälften mit Margarine und Paprikalyonerwurst und dem Geruch von Pausenbrot in der Schule. Ein halbes Jahr lang haben vier Menschen besucht auf dem Weg in den letzten Lebensabschnitt, in den Minuten, die das Berufsleben von der Rente trennen. Wenn Vorgesetzte ein mildes Gesicht aufsetzen und nur gute Worte verlieren, in denen Kollegen sich gleichgültig schweigend am Sektglas festhalten und heimlich auf das Ende der Veranstaltung warten – um endlich eine Zigarette rauchen zu können. Wir haben den Ministerialdirigenten gehen sehen und den Busfahrer, die städtische Angestellte. Alle sind ein Leben lang für den Job früh aufgestanden, hatten Tag um Tag, Woche um Woche gefüllt mit ihrer Arbeitskraft, hatten versucht, ihr Bestes zu geben. Manche von ihnen haben sich auf den letzten Arbeitstag gefreut, manche haben ihn bis zuletzt zerragt.

Bei der Verabschiedung von Erstverkäuferin Schmidt war so etwas zu spüren wie geballte Trauer, Anerkennung, vielleicht sogar Liebe. War zu spüren, was es bedeutet, nach durchgearbeiteten Jahrzehnten zu gehen. Ein Abschied für die eine, ein Verlust für die anderen. Ihr Abteilungsleiter wollte erst Verse dichten auf sie, hat es aber gelassen, „weil man ja sonst für jeden dichten muss, das ist nicht zu schaffen.“ Jetzt spricht er frei, mit rotem Kopf: „Es fällt uns allen schwer, mir auch, aber verschieben kann man es nicht. Sie hatten den richtigen Beruf, ein Gefühl für die Kunden, Instinkt



„Es ist nicht einfach, wenn plötzlich keiner mehr was von einem will.“: Verabschiedungsfeier für Fahrer der Münchener Verkehrsbetriebe. Foto: Regina Schmeken

für Warentrends, sie haben es vorgelebt, vielen Dank, dass sie alle bei der Stange gehalten haben.“ Renate Schmidt hatte ihre Rede auf einen Zettel notiert und spricht doch nur ein paar Worte, bis ihre Stimme bricht. „Ich wollte noch viel mehr sagen, jetzt kommt der Kloß. Ihr wart alle mehr als Kollegen, schön war es hier, ganz schön.“ Da steht sie in ihrem schwarzen Kostüm und umarmt die Kollegen. Manchmal sieht es aus, als wolle sie sich an ihnen festhalten. Dilek, ein 20-jähriger türkischer Verkäufer, einen Kopf größer als sie, drückt sie lange. „Ich werde sie vermissen, ehrlich, ohne Scheiß, Frau Schmidt.“ Nicht das Unternehmen zollt ihr Anerkennung für ihre Lebensleistung, es sind ihre Kollegen.

Irgendwann tritt Stille ein. Der Müll wird weggeräumt. Die Gäste verschwinden im Dunkeln. Ein paar begleiten sie zum orangefarbenen Spind Nummer 921 beim Mitarbeiter-Ausgang, wo sie nun das Buch wegpackt, das dort noch liegt. „Die Kraft des Unterbewusstseins“, gelesen hat sie in den Pausen vor zehn Jahren, als ihre einzige Tochter bei einem Unfall starb – und der Beruf ihr einziger Halt war. Ein letzter Blick in den Spiegel am Spind, ein letztes Mal die Lippen mit cremigem Rot aufgefrischt, die Bewegung routiniert aus jahrelanger Praxis. Einsteinststraße, Zentrale der Münchener Verkehrsbetriebe. Fahles Licht scheint von draußen in den großen schmucklosen Raum, in dem zusammengebaute Holzstücke eine Fläche wie ein kleines Tanzparkett ergeben. Darum herum, schweigend, acht Männer. An ihren Plätzen hat irgendjemand in weiß-blauen Rautenpapier verpackte Flaschen geometrisch angeordnet, daneben einen Zinnteller oder einen Bildband der Stadt München. Man konnte sich eines aussuchen – zum Abschied. Ehemalige Straßenbahn-, Bus- und U-Bahnfahrer sind sie. Sie kennen sich nicht. Eine Atmo-

sphäre wie bei einer Einschulung. Der junge „Bereichsleiter Fahrdienst Oberfläche“ – der Chef ist im Urlaub –, der sie nun in die Rente loben soll, kennt sie auch nicht. Sieben Minuten spricht er. „Ich habe die schöne Aufgabe, dass ich Ihnen für den letzten Lebensabschnitt und das Rentnerdasein alles Gute wünschen darf – ich denke, Sie waren gerne bei uns, sonst wären Sie nicht so lange geblieben.“ Was soll man auch sagen?

Ein wenig steif sitzen die Männer auf ihren Stühlen, einer kaut gedankenverloren auf einem Kaugummi. Nach zwanzig Minuten ein erstes Lachen in der Runde. „Was sind denn das für Grützie-Plaketten?“, fragt einer und deutet auf die Zinnteller. Gespräche über dies und das. Viele Gesprächspausen. Nach 55 Minuten werden die ersten Zigaretten gezückt. Ein 59-jähriger Trambahnfahrer erzählt. Offenbar einer, der nicht nur mürisch die Haltestellen ins Mikrofon grummelte. Er erzählt, wie er seine Fahrgäste der Linie 4 Maximilianstraße persönlich begrüßt und durchgesagt hat, „wenn ein Prominenter mitgefahren ist“. Da sagte ich: „Achtung Fahrgäste, heute fährt Walter Scheel mit.“ Manchmal habe er den Leuten sogar vorgesungen. Als Weißwurst und Bier serviert werden, sind die Männer mitten im Beruf. Das Gespräch geht um geschlossene Fahrerinnen in Bussen, den Dreck in den Fahrzeugen, das Problem der Schwarzfahrer. Vergessen der Abschied, vergessen die Rente. Geschäft: Anlass verdrängt. Einer schafft es nicht, hat die ganze Zeit geschwiegen. Die Krankheit steht dem ehemaligen U-Bahn-Fahrer ins Gesicht geschrieben: Rotlila Äderchen durchziehen seine Haut. „Gehen Sie heute zur Feier des Tages noch aus?“ – „Nein, ich muss gleich zum Arzt und dann koche ich mir was zu Hause, ausgehen kann ich mir nicht leisten.“ Er habe Todesangst gehabt die letzten Nächte. Von vielen kör-

perlichen Leiden berichtet der 58-Jährige und mochte doch immer weiter arbeiten. Irgendwann ging es nicht mehr. Frührente. „Es ist nicht so einfach, wenn plötzlich keiner mehr was von einem will.“ Er hat keine Familie, weiß nun nichts mit seiner Zeit anzufangen. Vielleicht reisen, vielleicht Teppiche knüpfen, vielleicht Portugiesisch lernen. Nein, er habe sich nicht gefreut auf diesen Tag. „Im Kopf bin ich ja nicht invalide, der kann noch arbeiten.“

In einer Gesellschaft, die Arbeit als knappes Gut bezeichnet, werden die älteren, weniger leistungsfähigen Arbeitnehmer zum Problem. Keiner macht sich Gedanken, wie sie als Rentner ihre Zeit nutzen sollen. Sie selbst meist auch nicht. Das beobachtet Barbara Menke vom Arbeitskreis Leben und Arbeit, den DGB und Volkshochschulen finanzieren. „Häufig haben sie am Anfang die schöne Phantasie, endlich Zeit zu haben, aber spätestens nach einem halben Jahr kommt der große Frust auf“ – wenn der Keller geweißelt, der Garten umgegraben, das Haus renoviert sei. Es fehlen die sozialen Kontakte und der gesellschaftliche Status eines Arbeitsplatzes. Männer, die sich oft nur um den Beruf kümmern, treffe es schwerer als Frauen.

Krampfhaft positiv

Und für die, die wegen Krankheit oder betriebsbedingtem Arbeitsmangel früher gehen müssen, werde die Rente zum „Schockerlebnis“. Was tun in den 20 bis 30 Jahren, in der die meisten de facto arbeitsfähig sind? 60-Jährige sind heute leistungsfähiger als frühere Generationen, werden länger leben. „Eine Katastrophe“, nennt Menke vor diesem Hintergrund den Vorschlag der IG Metall, Arbeitnehmer schon mit 60 in Rente zu schicken. Seit 1960 ist die Länge des Rentenbezugs pro Person um 60 Prozent gestiegen. Der Präsident der Bundesan-

stalt für Arbeit, Bernhard Jagoda, sagt, es müsse möglich werden, über das 65. Lebensjahr hinaus zu arbeiten.

München, Landsberger Straße. Ein Büroblock aus den Siebzigern. „Liebe Frau Fritsch – ich darf 'liebe' sagen, weil wir uns seit 1985 kennen...“, beginnt ihr Vorgesetzter. Die Angesprochene wippt im Takt seiner Worte auf den Zehenspitzen. „Gehalts- und Lohnverrechnungsamt, Zimmer 313, Frau Dietlinde Fritsch“, steht auf ihrem Türschild. Hier hat sie Jahr um Jahr Abrechnungen für die städtischen Angestellten erstellt. Neonlicht, ein Gummibaum, orangefarbene Vorhänge, braune Aktenschränke. Es riecht nach Käse- und Schinkenbröten.

Abteilungsleiter Zetlmayer, 55, erzählt, wie mühselig es oft sei, Reden für zu verabschiedende Mitarbeiter zu schreiben. „Man versucht krampfhaft, ein paar positive Punkte zu finden, man betet die Laufbahn herunter und die kritischen Punkte lässt man weg, wie auf einer Beerdigungsrede.“ Bei Frau Fritsch habe er sich nicht schwer getan. Er hat sie wohl gemocht, mit ihr gern auf Festen getanzt. „Mickrig ist das hier“, bricht es aus einem Kollegen von Frau Fritsch heraus, „da rackert man sich ein Leben lang ab, und nichts kommt zurück.“ Ihm graue es vor diesem Moment. „Man hat die meiste Zeit seiner Tage hier verbracht, und dann ist es einfach so vorbei. Es verpufft. Morgen geht der Alltag weiter, ohne dich.“ Bei der Kurz-Verabschiedung einer städtischen Schreibkraft Tage zuvor hatte uns der Vorgesetzte zugehört. „Für so etwas Persönliches bleibt immer weniger Zeit, der Arbeitgeber will das so.“ Aber Frau Fritsch strahlt, sagt, sie freue sich auf viele Fahrradtouren und wolle sich ehrenamtlich bei der Hausaufgabenhilfe engagieren.

München, Franz-Josef-Strauß-Ring, Oberste Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Eingangs-

halle. Ein Staatsakt? Fast. Ein Spielmanszug in roten Kostümen und mit Federn am Hut aus Germering, dem Heimatort des zu Feiern, marschiert auf und begleitet die Begrüßungszeremonie. Dutzende stehen Schlange, um die Hand zu schütteln. Ministerialdirigent Prof. Dr. Dieter Gutekunst hat eingeladen zum Abschied. Der „Guru des sozialen Wohnungsbaus in Deutschland“, wie ein Gast sagt. „Große Hochachtung“ empfindet Stadtbaurätin Christine Thalgott für Gutekunst. Verbandschefs, Bankdirektoren und Bayerns Innenminister halten Reden. „Mit Ihnen, Herr Professor Gutekunst, verlässt eine Institution die Oberste Baubehörde.“ Die offizielle Sprache schafft Distanz, verschluckt Gefühle. Seine engsten Mitarbeiter stehen traurig im Türhahmen. Nach sieben Reden kann Dieter Gutekunst das Buffet eröffnen. „Um mich machen Sie sich keine Sorgen. Ich werde mich zu beschäftigen wissen.“ Einer seiner greisen Vorgänger knarzt zum Nachbarn: „Ein wenig zu groß der Rahmen, bei mir war das in einer halben Stunde erledigt.“ Doch Gutekunst wollte es so, er finanziert das Fest selbst.

Der Preis des Fleisses

Nicht wenige scheiden aus dem Berufsleben, weil sie müssen, weil die Firma Arbeitsplätze einsparen will, Mobbing die Seele zermüht hat oder Krankheit die Arbeit unmöglich macht. Arbeit kann lebensgefährlich sein. Ihr Verlust auch. Ralf Werner (Name geändert) hat beides erfahren. Mit 54 Jahren bekam er die Diagnose: Krebs. Nierentumor mit Metastasen in der Lunge. Hoffnungslos. Bald hing er zwischen Leben und Tod, ein Vierteljahr gab man ihm. Er hat überlebt. An seinen Arbeitsplatz als leitender Galvano-Techniker kehrte er nie zurück. Frührente. Die Liste der Gifte, denen er 40 Berufsahre lang ausgesetzt war, füllt fünf Schreibmaschinenseiten – getippt für den Prozess gegen die Berufsgenossenschaft, die den Krebs nicht als Berufskrankheit anerkannte. Ein Gutachter hat ihm bestätigt, dass er seinem Arbeitgeber nicht nur seine Kraft und Zeit verkaufte, sondern auch seine Gesundheit. Wie sieben Kollegen seiner Abteilung. „Zu viele giftige Dämpfe“, sagt Werner.

Seine Mitarbeiter brachten ihm eine teure Espressomaschine nach Hause. Einer der beiden Chefs „hatte nicht mal zwei Minuten Zeit, das war katastrophal“. Werner klingt verletzt. Er hat seinen Beruf geliebt, „das nimmt doch einen großen Teil des Lebens ein“. Als er begriff, dass seine Arbeit ihn fast das Leben gekostet hätte, war Ralf Werner die Lust an einem Abschiedsfest vergangen.

Im Jahr 2035, wenn es über 40 Prozent Rentner gibt, sagen Experten, müssten diese gesellschaftliche Aufgaben übernehmen und arbeiten. Das tut denen viel leicht sogar gut. Jemand wie Dieter Gutekunst wird zu den Gewinnern gehören. Nicht nur wegen seiner hohen Pension. Er wird zu denen gehören, die sich zu beschäftigen wissen. Er wird an der Universität unterrichten, Bücher schreiben, seine Erfahrung weiter nutzen. Bei dem 61-jährigen Schlosser hingegen, dessen Totenschein Professor Ingo Fügen ausgestellt hat, war die Verrentung vier Monate zuvor vermutlich das Todesurteil. Der Betrieb wollte ihn loswerden. Er hatte Herzprobleme. „Die Doppelbelastung Krankheit plus Berufsausstieg war zu viel“, sagt Fügen, Chefarzt und Leiter des Instituts für Altersforschung, „der brauchte wie viele den Arbeitsplatz als Leitschiene für sein Leben.“

Immer wieder ist zu hören, in den ersten zwei Jahren nach der Rente sei die Sterbewahrscheinlichkeit hoch. Doch es gibt keine Studien. „Das ist politisch nicht gewollt“, sagt Fügen. Bereits unter Kanzler Helmut Schmidt hat man in der Konferenz zur Lebensarbeitszeit die Frage nicht weiterverfolgt, weil „es politischen Druck erzeugen könnte“. Weil herauskommen würde, dass ein abruptes Arbeitsende ungesünder ist als die Möglichkeit, Lebenslang zu arbeiten. Warum soll Altersteilzeit nicht so aussehen, dass man dann weniger arbeitet, aber dafür länger als 65? „Sein Leben lang ausgeglichen zu arbeiten, ist wahrscheinlich das Vernünftigste für den Kreislauf“, sagt Altersforscher Fügen.

In den Ketten der Macht

Längst ist in Pakistan die Schuldnechtschaft verboten – dennoch leben Tagelöhner und arme Bauern weiter wie Sklaven

Von Andreas Bänziger

Shahdampur, im Dezember – Die Zeit steht hier schon lange still. Wären wir vor 50 Jahren ins breite Tal des Indus in der pakistanischen Sindh-Provinz gekommen, es hätte sich uns genau das gleiche Bild geboten: Zwei Männer ziehen eine Rinne durch das ausgetrocknete Feld, um Wasser darauf zu verteilen. Der eine hält eine breite Schaufel, der andere zieht sie an einem Strick vorwärts; so spart man Muskelkraft. Die Hütten des nahen Dorfes sind ganz aus Lehm. Der zur Lehm geformte Dung der Wasserbüffel klebt zum Trocknen an den Mauern: Brennstoff zum Kochen. Elektrischen Strom gibt es nicht, also auch kein Fernsehen, kein Telefon, nichts, was mit der Außenwelt verbindet.

Jagumal führt uns durch das Dorf. Er ist so etwas wie der Chef hier. Die Leute achten ihn, weil er aufmüppig ist. Die Dorfbewohner sind *Haris*, Pächter, die als Entgelt dafür, dass sie ein Stück Land bebauen dürfen, dem Grundherrn die Hälfte der Ernte abtreten müssen. „Nicht ich habe Schulden beim Grundbesitzer“, sagt Jagumal, „der Grundbesitzer hat Schulden bei mir.“ Dieser Satz erfüllt hier schon fast den Strafbestand der Aufhehlung. Obwohl er Analphabet ist, kann er rechnen und weiß, was ihm nach dem gültigen Pachtsystem zusteht. Seit 16 Jahren hat Jagumal keine Abrechnung über seine Schulden und Guthaben zu Gesicht zu bekommen. Er und seine Leute kamen vor 35 Jahren hierher. Sie stammen aus Indien,

sind Unberührbare aus der Kaste der *Menghawar*. Seit Urzeiten zogen sie mit ihren Kamelen jedes Jahr in der Trockenzeit aus ihrer Heimat in der Wüste Thar an die grünen Ufer des Indus. Nach der Spaltung des Subkontinents in einen indischen und einen pakistanischen Teil wurde diese Form des Nomadismus immer schwieriger. Schließlich bauten die Leute unweit der Kleinstadt Shahdampur in der Ebene des Indus ihre Hütten und wurden sesshaft, hier, wo die Briten zur Kolonialzeit das größte Bewässerungssystem der Welt eingerichtet hatten. Sie wurden zu Pächtern, wie ihre muslimischen Nachbarn im nördlichen Dorfteil, die schon seit Generationen gehorsam ihrem Herrn dienen.

Das Dorf „Armenhausen“

Das Dorf hat nicht einmal einen richtigen Namen, und so nennen es die Hindus *Jagumal*, nach ihrem Führer. Die muslimischen Pächter aber nennen es mit bitterer Ironie *Gharibabad*, was man mit „Armenhausen“ übersetzen kann. Die Pächter in Sindh sind vollständig abhängig von ihren Feudalherren, die Tausende, manchmal Zehntausende Hektar Land besitzen. Bis heute sind diese Großgrundbesitzer in Pakistan von der Steuer befreit. Als es einmal auf Anordnung der Regierung in Islamabad Kredite für die Pächter gab, gingen die Gutsherren hin, sammelten die Identitätskarten ihrer Pächter ein und bezogen das Geld im Namen ihrer Leibeigenen für sich selbst.

Jagumal weiß das alles, aber wehren kann er sich nicht. „Wir wagen nicht zu reklamieren, denn diese Leute haben die ganze Macht“, sagt er. „Für uns gibt es kein anderes Leben. Wir haben keine Ausbildung, und wenn wir protestieren, werden wir davon gejagt.“ Wenigstens haben die Pächter, wenn sie sich wohl verhalten, eine Art Anspruch auf ein Stück Land, ein bis zwei Hektar, die sie sogar vererben dürfen. Allerdings wird nur ein Sohn von einem Pächter wieder Pächter. Andere Nachkommen haben kein Recht auf Land und werden Tagelöhner. Sie haben es nicht leicht, Arbeit zu finden. Wir haben sie gesehen in dem Dorf *Pir Hamed*, unweit von „Armenhausen“, wie sie die Zeit mit Kartenspielen totschlagen, wie sie in die einzige Glotze im Dorf gucken, als wären sie im Kino.

Grundbesitz ist die Quelle der Macht der pakistanischen Elite. Mehr als 90 Prozent der Mitglieder des im Oktober von General Pervez Musharraf abgesetzten Parlaments können als Feudalherren gelten. Die Pächter sind für sie nicht nur billige Arbeitskräfte, sondern auch verlässliches Stimmvieh. „Der Lehnsherr sagt uns, für wen wir stimmen müssen“, erklären die Leute in „Armenhausen“.

Die Zahl ihrer Pächter bestimmt den politischen Einfluss der Oberschicht, in der es bisher zwei sich bekämpfende Lager gab: die *Pakistan People's Party* von Benazir Bhutto (die Bhuttos sind selber eine Großgrundbesitzer-Familie aus Sindh) und die *Muslim-Liga* von Nawaz Sharif. So erklärt sich auch, weshalb die

Elite nie Interesse an einer Landreform, an sozialem Fortschritt und demokratischen Verhältnissen zeigte.

Die feudale Mentalität, wonach der Grundherr über dem Recht steht, steckt auch hinter dem Raub an öffentlichen Eigentum durch die Elite, den Pakistans neuer Militärrherrscher General Pervez Musharraf „erbarmungslos“ nennt. Musharraf hat die Einrichtung von hundert Sondergerichten angekündigt, um die Korruption zu bekämpfen und gestohlene Gelder wieder einzutreiben.

Im Süden der Provinz Sindh ist auch das – eigentlich gesetzlich verbotene – System der Schuldnechtschaft noch weit verbreitet. Dabei verirken die Tagelöhner ihre Freiheit durch die Schulden beim Gutsherrn. Sie werden zu Sklaven, die verkauft werden können, die manchmal in Ketten gehalten und in der Nacht eingesperrt werden. Wie Rano Bhil, den wir in einem Lager antreffen, das Pakistans Menschenrechtskommission für befreite Sklaven eingerichtet hat. Rano Bhil ist wie fast alle Schuldsklaven ein Hindu aus der Wüste Thar.

Rano war als Tagelöhner zu seinem Gutsherrn gekommen. Der ließ ihn aber nicht mehr ziehen, weil er angeblich 250 000 Rupien (fast 10 000 Mark) Schulden angehäuft hatte, die er abarbeiten sollte. Dafür hätte ein Leben nicht ausgereicht. Rano verweigerte die unbezahlte Arbeit, wurde zur Strafe in Ketten gelegt und 14 Monate eingesperrt. Pakistans Menschenrechtskommission hat seinen Fall aufgegriffen und vor Gericht Ranos



„Wir wagen nicht zu reklamieren“: Viele Pächter und Tagelöhner in Pakistan werden zu Fronarbeit für die Grundbesitzer gezwungen. Foto: AP

Freilassung erreicht. Aber als Tagelöhner ohne feste Arbeit ist Rano wieder in dieselbe Schuldenfalle geraten und musste zum zweiten Mal befreit werden.

Rano erzählt seine Geschichte stockend und undramatisch, als fände er sie uninteressant, als könnte sie jedem jeden Tag passieren. 70 Jahre sei er alt, will er uns glauben machen, aber das kann trotz seines gelblich-grauen Bartes nicht sein. Rano weiß es einfach nicht. Vielleicht zwei Dutzend seiner Schicksalsgenossen haben sich zu ihm auf den Boden gehockt. Einige zeigen die Narben, die die

Ketten der Herren an ihren Gelenken hinterlassen haben. In der Luft hängt der säuerliche Geruch der Armut.

Rano ist zwar froh, dass er seine Freiheit wieder hat, aber eine gesicherte Existenz könnte er erst erhalten, wenn eine Landreform die Großgrundbesitzer enteignen und ihr Land den Pächtern zuteilen würde. Sein ehemaliger Lehnsherr heißt übrigens Arbab Ghulam Rahim. Er saß bis zum Militärputsch vom Oktober als unabhängiger in Pakistans Parlament. In mehreren Regierungen diente er als Minister. Ein Ehrenmann.